

HARTES BROT





Fröhliches Stelldichein einiger Tisner auf der Bartkwirtsveranda, erste Hälfte der 30er Jahre. Das Bild kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Gasthausbesuche in den Notzeiten der 30er Jahre gerade für viele junge Leute außerhalb ihrer finanziellen Möglichkeiten lagen. Von links: Josef Hillebrand, Karl Mair, Heinrich Mair, Hermann Matscher (6.), Matthias Gassebner; vorne sitzend: Leo und Frieda Langebner.

Es ist eine typische Vorstellung unserer Zeit: Heute sei alles in rascher Veränderung begriffen, früher hingegen stets alles gleich geblieben. Ein etwas genauerer Blick auf die Vergangenheit widerlegt solche Annahmen allerdings rasch. Bei allem Gleichlauf gab es deutliche Einschnitte, wie sie etwa Kriege oder Wirtschaftskrisen darstellten. Heftige wirtschaftliche Erschütterungen und vor allem eine große Krise in der Landwirtschaft kennzeichneten etwa das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts. Tisner Zeitzeugen verweisen darauf,

ihre Eltern hätten von einer furchtbaren Not in den 80er Jahren gesprochen. Tatsächlich sind damals besonders in Naraun mehrere Höfe unter den Hammer gekommen und wurden vornehmlich von zugezogenen Familien aus dem Nonsberg übernommen.

Wesentlich stärker als diese Krise sind naturgemäß die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Zwischenkriegszeit, besonders die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise von 1929-1934 im Bewusstsein der Bevölkerung präsent. Ausgehend

von einem Einbruch der New Yorker Börse im Oktober 1929 erfasste sie kurze Zeit später auch Europa. Die Regierungen der einzelnen Staaten griffen zu ähnlichen Rezepten der Krisenbekämpfung: Aufrichtung von Zollschranken, um die eigene Wirtschaft vor ausländischer Konkurrenz zu schützen, sowie extreme Geldverknappung zur Vermeidung von Inflationsgefahren. Die Auswirkungen dieser Politik waren katastrophal und die ökonomischen Erschütterungen derart tief und nachhaltig, dass auch ein abgelegenes Selbstversorgergebiet wie unsere Gemeinde nicht verschont bleiben konnte. Mehrere Personen, die auf Bauernhöfen aufgewachsen sind, bestätigen allerdings, sie hätten die Wirtschaftskrise nicht in gravierender Weise gespürt. Da der Hof einen weitgehend geschlossenen Wirtschaftskreislauf bildete, fielen die Einschnitte für viele Bauern weniger drastisch aus als dies in Sektoren der Fall war, die von der Entwicklung am Markt abhängig waren. Zumal die Zeiten vor dieser Krise ja auch nicht sonderlich gut für die traditionelle Landwirtschaft gewesen waren. Wie ganz Südtirol gehörte Tisens bereits im 19. Jahrhundert zu den vergleichsweise armen und rückständigen Gebieten Österreichs. Nach 1918 waren die Auswirkungen der Grenzänderungen zu spüren, welche die hiesige Landwirtschaft vor neue Herausforderungen stellte: Während etwa Obst und Wein durch den Wegfall der Märkte nördlich des Brenners schwerer zu verkaufen waren, entstanden für das Holz auf dem neuen italienischen Binnenmarkt zunächst günstigere Voraussetzungen. Da die Höfe nach 1930 allenfalls den Rückgang der Holz- und der Viehpreise stärker verspürten, wurde das Gleichgewicht nicht grundsätzlich umgestoßen. Gefährdet waren hingegen jene Bauern, die sich umständehalber außerhalb des geschlossenen Zyklus bewegen mussten: zum Beispiel, weil sie Schulden hatten. Einige Verkäufe von Höfen in der Gemeinde zeugen davon, dass es anfangs der 30er Jahre bei hohen Kreditzinssätzen und geringen Möglichkeiten, höhere Bareinnahmen zu erzielen, fast unmöglich war, sich aus dieser Lage herauszuwinden. Wer nicht den gesamten Hof verkaufen musste, veräußerte



In der Zwischenkriegszeit konnte selten in großem Stil gefeiert werden. Auch Hochzeiten gingen meist in bescheidenem Rahmen vor sich. Erst nach 1945 wurde ein größerer Aufwand üblich. Auf dem Bild eine Hochzeit beim Brückenvirt. Im Vordergrund zu erkennen: Maria Aspmail, Fiegerin, und Filomena Aspmail.

einzelne Wiesen oder Wälder. In diesem Zusammenhang fällt auch ein Phänomen auf, das heute infolge des ausgebauten Kreditwesens kaum mehr eine Rolle spielt: Immer wieder wurden Bauern gefährdet oder gar in eine existenzielle Krise gestürzt, weil sie Verwandten oder Freunden Bürgschaften leisteten. So wurden durch die Zahlungsunfähigkeit eines Bauern mitunter gleich mehrere Familien in Mitleidenschaft gezogen.

In den Jahren zwischen 1932 und 1934 erreichte die Krise ihren Höhepunkt: Die Bevölkerung übte meist strengen Konsumverzicht. Auch solide Bauern konnten sich kaum mehr etwas leisten, wie Hermann Wallnöfer berichtet: „*Mein Vater hatte einen Knecht zu zahlen, damit war sein Geld aber bereits fertig. Wir hatten hier um das Haus schon Anfang der 30er Jahre Apfelbäume, sodass wir an die zwei Waggon ernteten. Aber der Preis verfiel, betrug*



Die Backstube von Karl Mair in den 30er Jahren. Der Bau der Gampfenstraße ab 1936 hatte unter anderem eine spürbare Steigerung der Nachfrage nach Brot zur Folge.



Für Tisner Frauen war es in der Zwischenkriegszeit besonders schwierig, eine bezahlte Arbeit zu finden. Der Narauner Bauer und Obstbändler Josef Oberhofer (vorne, 5. von links) hatte in Lana ein Obstmagazin gepachtet. Dort fanden neben Frauen aus Lana auch mehrere Tisnerinnen vorübergehend eine Anstellung als Sortiererinnen.

kaum mehr zwanzig Centesimi pro Kilo. Der Vater ging dann einige Jahre einfach nicht mehr hinunter ins Gasthaus. Den Tabak musste er mit Eiern bezahlen.“

In dieselbe Richtung deutet das Beispiel von Paulina Matscher: „Anfang der 30er Jahre habe ich im Löwenwirtsladen bei meiner Patin Seffa gearbeitet. An einem Sonntag vormittag kam die Tochter eines großen Tisner Bauern zur Tür herein und wollte

Zucker und Brot einkaufen. Aber die Seffa sagte, sie könne ihr nichts mehr geben, die Kundin müsse zuerst die alten Rechnungen begleichen.“

Weil das Regime zwecks Sanierung des Haushaltes die Steuerschraube beträchtlich angezogen hatte, galt die stete Sorge der Bauern in dieser Zeit dem nächsten Steuertermin. Um diesen wahrnehmen zu können, griffen sie mitunter zu drastischen



Die Prissianerinnen Katharina Windegger (hinten links) und Johanna Hillebrand (daneben stehend) als Dienstboten auf der Wehrburg (um 1920). Burgherr Albert von Eperjesy bot einige der wenigen Arbeitsplätze für Frauen außerhalb der Landwirtschaft.

Mitteln. Einige schlägerten kurzfristig etwas Holz, andere verkauften Kälber, die gerade drei Wochen alt waren, also deutlich jünger als üblich, nur um zu etwas Bargeld zu kommen. Die staatliche Politik der Geldverknappung brachte mitunter groteske Situationen mit sich. Romedius Piazza wurde sie einmal unmittelbar vor Augen geführt: „In den 30er Jahren traf es mich, eine Jahressteuer von etwa siebzig Lire zu entrichten. Das war im Verhältnis sehr viel, und ich musste das Einkommen von etwa drei Monaten zusammentun, um die Summe aufzubringen. Einmal brachte ich das Geld einfach nicht zusammen, ging zum Vater nach Wald (Unsere liebe Frau im Walde)



Drei Tisnerinnen in Mailand (1934): Anna und Paulina Matscher sowie Hedwig Gutmann (von links). Anders als zu Hause wurden Dienstbotinnen in den oberitalienischen Städten vergleichsweise gut bezahlt. Die drei Frauen hatten bei ihren Arbeitgebern nicht nur die Möglichkeit, selbstständiges Wirtschaften zu erlernen, sie erwarben auch solide Italienischkenntnisse, was ihnen später auch zu Hause von Vorteil sein sollte.

binauf und bat ihn um Unterstützung. Da gab er mir einen 500-Lire-Schein (der etwa dem Wert einer guten Kuh entsprach) mit der Aufforderung, ihn in einem der zwei örtlichen Gasthäuser wechseln zu lassen. Allerdings war man in beiden Lokalen dazu nicht in der Lage. Auch der Pfarrer verfügte nicht über die entsprechende Summe. So ging ich am folgenden Tag damit hinunter zur Gemeinde. Während des Fußmarsches hielt ich das Geld ununterbrochen fest, aus



Der (für den Fotografen nachgestellte) Unfall von Josef Gruber, Sandbichler, im Jahr 1929. Während des Holztreibens wurde Gruber von einem losgeschlagenen Stein getroffen und tödlich verletzt. Obwohl bis vor dreißig, vierzig Jahren wesentlich mehr Tisner in der Holzarbeit tätig waren als heute, sollte es einer der wenigen schweren Unfälle bei dieser nicht ungefährlichen Tätigkeit bleiben.

Angst, es zu verlieren. Auf der Gemeinde sagte mir aber auch der Steuereintreiber, damals der alte Klotz, er könne mir nicht herausgeben. Er schreibe aber eine Bestätigung, dass ich zeitgemäß einzahlen wollte. So ging ich mit dem Schein halt wieder nach Hause.“

War also die Weltwirtschaftskrise durchaus auch für die Bauern zu spüren, so wird in Gesprächen doch stets betont, man habe am Hof nie Hunger leiden müssen, da die wichtigsten Nahrungsmittel ja nicht gekauft, sondern selbst erzeugt wurden. Andere Bevölkerungsgruppen gerieten hingegen an den Rand ihrer Existenz. In einer kritischen Situation befanden sich alle, die mangels Besitz an Grund und Boden nicht auf Selbstversorgung bauen konnten und auch kein fixes Einkommen bezogen. Besonders für Familien, die nicht durch verwandtschaftliche Bande in das Dorf bzw. die Gemeinde integriert waren, war die Ausgangslage schlecht. Bauern versorgten nämlich Verwandte oder Bekannte doch hin und wieder mit Beschäftigungen, sodass zumindest die Kost sichergestellt war. Wer auf Formen innerdörflicher Solidarität nicht zählen konnte, war vor ernsthafte Schwierigkeiten gestellt, wie etwa das Schicksal der Severin Holzner bekannten Familie Reis zeigt: *„Die Reis stammten aus Vorarlberg und haben beim Mallojer gewohnt. Ein Bub war bei mir in*

der Klasse. Einmal wurde er vom Kooperator Flor geprüft. Weil er nichts wusste, tadelte ihn der Priester: ‚Du musst besser lernen!‘ Da entgegnete der Junge in seinem typischen Vorarlberger Dialekt: ‚Ich kann nicht lernen, weil ich nichts zu essen bekomme!‘ Darauf Flor: ‚Wieso nicht?‘ ‚Vater und Mutter haben nichts!‘ Wir Kinder haben die Tragik nicht verstanden und natürlich alle gelacht. Der Vater des Buben war Maler, aber kein Mensch hat ihn angestellt. Der Familie blieb nichts anderes übrig, als wegzuziehen. Sie hätte sich hier unmöglich halten können.“

Zahlenmäßig größer als die wenigen Zuzügler waren andere Bevölkerungsgruppen, welche die Härte der Krise mitunter voll traf: Unter anderem alle Mittellosen, die zu körperlicher Arbeit nicht oder nur eingeschränkt in der Lage waren, wie Alte und Kranke. In Zeiten, in denen große Teile der Bevölkerung über keine Sozialversicherung verfügten, waren sie voll auf die Unterstützung ihrer Verwandten angewiesen. In Familien, wo das Essen kaum für die Ernährer und deren Kinder reichte, war es um sie denkbar schlecht bestellt. Die zahnlosen Münder der alten Menschen waren oft sichtbarer Ausdruck des Elends, in dem sie zu leben genötigt waren. Noch schlechter dran waren jene Alten und Kranken, die keine engeren Angehörigen hatten, wie etwa die von älteren Pris-



Gewinnung von Schleifholz als Rohmaterial zur Papierherstellung beim Schar in Prissian, Anfang der 30er Jahre.

sianern immer wieder genannte „Dirlinger Nanna“. Sie zählte zu jenen Leuten, die ausschließlich auf die sporadischen Almosen ihrer Umgebung angewiesen waren, und fristete ihre letzten Lebensjahre unter dürftigsten Umständen.

Besonders armutsgefährdet war auch eine andere Gruppe: Frauen mit kleinen Kindern. Dabei war es mitunter unerheblich, ob diese Alleinerzieherinnen im heutigen Sinn oder verheiratet waren. Je drückender die Verhältnisse, umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Männer ihrer Versorgungspflichten entzogen. Teils fanden sie selbst als Tagelöhner oder Handwerker kein nennenswertes Einkommen, teils blieben sie mit dem Verdienst im nächsten Gasthaus hängen; in beiden Fällen sahen die Mütter kein Geld. In einer Zeit, in der selbst die tüchtigsten Tagwerker kaum eine Anstellung fanden, war die Arbeitssituation für Frauen nahezu aussichtslos. So gab es in Tisens und Prissian Fälle, in denen ihnen nichts anderes

übrig blieb, als bei Bäuerinnen um Grundnahrungsmittel zu betteln. Einen besonders anschaulichen Fall schildert Maria Gamper: „Die Linger-Moidl hat beim Fablbaumen unten hinein, hinter dem Tor rechts, in einem Loch von Wohnung gehaust. Sie war mit dem Ruanguat-Flor verheiratet und hatte drei Kinder. Er hat unter anderem Zieborgel gespielt, aber selten etwas verdient. Waschen musste sie z. B. ohne Seife oder etwas. Um wenigstens ein Minimum zu verdienen, sammelte sie die Asche, die ja als Dünger verwendet wurde, und brachte sie zum Fieger hinauf. Für eine Kanne bestimmter Größe voll Asche gab es zwei Lire. Moidls Kinder waren mehr oder weniger sich selbst überlassen. Einer der Buben ist manchmal zu uns gekommen. Da hat ihm unsere Mutter das, was beim Essen übrig geblieben ist, gegeben. Auf diese Kinder hat niemand geschaut, keine Gemeinde, nichts!“

Ein Dauerproblem, das sich aufgrund der Verhältnisse in den 30er Jahren noch intensivierte, waren in der ersten Jahrhunderthälfte die von den



Der Prissianer Romedius Aspmail mit seiner Familie, frühe 20er Jahre. Nicht zuletzt über den Holzhandel war Aspmail zu einer innerhalb der Dorfgemeinschaft sozial herausragenden Stellung gelangt.

Bauern „ausgemusterten“ alten Knechte. Da äußerst knapp kalkuliert werden musste, war kaum ein Bauer bereit, Dienstboten, die nicht mehr arbeitsfähig waren, am Hof zu behalten. Für solche und ähnlich gelagerte Fälle gab es in Tisens das Versorgungshaus, dessen angeschlossener Hof die Ernährung einer gewissen Zahl von Insassen hätte gewährleisten sollen. Die gesamte Struktur reichte aber bei weitem nicht aus, um auch nur annähernd alle Sozialfälle der Gemeinde aufzunehmen, zumal ein wesentlicher Teil der Hoferträge dem jeweiligen Pächter zur Verfügung stand. Um zumindest die vorhandenen Insassen über die Runden zu bringen, musste jährlich eine Almosenaktion durchgeführt werden, bei der von Bauern Lebensmittel wie etwa Kartoffeln erbettelt wurden.

Im Zusammenhang mit den „ausrangierten“ Dienstboten ist das verbreitete Phänomen der „Lepslotterer“ zu sehen. Es gab in der Gemeinde eine regelrechte Route, auf der sich diese Bettler bewegten: Das Gebiet wurde von Nals her über Sirmian und Grissian aufgerollt. Dann ging es nach Prissian hinunter und weiter nach Tisens und Naraun. Die Bezeichnung „Lepslotterer“ leitet sich vom Umstand her, dass die Bettler von den Bauern am ehesten den meist in ausreichenden Mengen vorhandenen Leps erhielten, was aller-

dings dazu beitrug, dass die meisten von ihnen zu Alkoholikern wurden und rasch verwahrlosten. Trafen sie eine gnädige Bäuerin an, erhielten sie auch eine Schüssel Suppe. Wurde es Nacht, ersuchten sie den jeweiligen Bauern, übernachten zu dürfen. Bei großen Bauern wie Fieger und Gaßbauer drückten sie sich zeitweise geradezu die Klinke in die Hand. Während die Bettler in den Scheunen nicht gelitten waren – die Angst, sie könnten einen Brand verursachen, schwang immer mit –, durften sie sich meist etwas Stroh oder Heu holen und im Stall zwischen den Kuhreihen übernachten. Anders als jene Leidensgenossen, die in den Strebschöbern der Auen übernachteten, waren sie so zumindest vor dem Erfrieren sicher. Als Gegenleistung verrichteten sie manchmal kleinere Arbeiten wie das Ausmisten des Stalles. Zwar berichten die Gesprächspartner übereinstimmend, es hätten sich praktisch keine Tisner unter den Lepslotterern befunden; da aber die Verhältnisse hier im wesentlichen dieselben waren wie anderswo, sind hiesige Sozialfälle vermutlich ihrem Tun auswärts nachgegangen.

Bezeichnend für die Krisensituation der 30er Jahre war, dass in der Lotterer-Szene neben alten Sendlern zunehmend auch junge, gesunde Männer zu finden waren. Die Bauern beschäftigten Tag-



Holzarbeit vor der Ära der Motorsägen. Ob gerade Bloch- oder Schweizer- säge, Beil oder Zapfen zum Einsatz kamen: Meist war ein beträchtlicher körperlicher Einsatz vonnöten. Erfahrene Holzer waren allerdings in vielen Situationen in der Lage, Muskelkraft durch Geschicklichkeit zu ersetzen.



Die „Mannschaft“ des Sägeinhabers Johann Windegger beim „Holz straafern“ hinter der Zwingenburg. Die Holzarbeit war eine der wenigen Tätigkeiten, die als reine Männerarbeit galt. Dass es sehr wohl Ausnahmen gab, beweist dieses Bild: Windeggers Töchter Luise (rechts) und Frieda (links) halfen regelmäßig im Wald mit. Außerdem zu sehen (von links): ihr Bruder Hermann, Filomena Tribus (Josele), Peter Lochmann, Marianne Tribus (Lochmüller), Heinrich Niedrist und Hans Windegger.



Zur Technik des Holztransportes: Frieda und Hermann Windegger füllen einen Korb mit Schnee und bedecken damit einen Abschnitt der Bergaufstrecke vom Prissianer Bach zur Zwingenburg, damit den Pferden das Ziehen der Stämme leichter fällt.

werker nur mehr in Fällen dringenden Bedarfs, und viel mehr als die Kost war damals ohnehin nicht zu verdienen. In Prissian versammelten sich die jungen Männer unterhalb der Unterwirtsveranda, wo sie in der kalten Jahreszeit in der Sonne saßen. Ins Gasthaus selbst konnten sie infolge ihrer Mittellosigkeit nicht gehen. Da die meisten auch kein Geld hatten, sich Tabak zu kaufen, ging häufig eine Zigarette von Mann zu Mann. Ein Gesprächsthema dominierte in dieser Runde: Wo eine Arbeit finden? In Tisens spielten sich ähnliche Szenen ab. Treffpunkt der Jungmänner war hier der Platz vor dem Pseirerhaus. Der Treffpunkt vor Gasthäusern war nicht zufällig gewählt: Bauern, die gerade das Lokal verließen, konnten sich gleich einen Tagwerker aussuchen. Obwohl nicht üblich, kam es auch vor, dass Arbeiter in ihrer Verzweiflung die Initiative ergriffen und Bauern um eine Arbeit angingen. Zeitzeugen bestätigen, unter den Burschen hätten mitunter Spannungen und Neid geherrscht, falls einer eine Beschäftigung fand und die anderen nicht. Romedius Piazza hat in diesem Zusammenhang eine Episode erlebt, die Bände

spricht: *„Im Gfrillner Badl gab der Unterbachgütler eine Halbe aus. Er meinte, er suche einen Arbeiter für drei Tage. Da sagte der Häusl-Seffer schnell: ‚Ja, ich helf’ dir!‘ Nach einer Weile steht der Unterbachgütler auf, wendet sich zum Geben, hält aber noch einmal inne: ‚Eigentlich würde ich jemand für die ganze Woche brauchen.‘ Der Seffer beeilte sich wieder festzustellen, er stünde auch weitere drei Tage zur Verfügung. Der Unterbachgütler meinte darauf, er möge am folgenden Tag kommen und ging. Am Tisch saß auch der Sterzinger-Paul, der sich nun verärgert an den Seffer wandte: ‚Die zweiten drei Tage hättest du mir lassen können!‘ Dann begannen die beiden ein heftiges Wortgefecht, das schließlich in eine Schlägerei ausartete.“*

Die leeren Taschen der Bevölkerung hatten auch auf das Gewerbe ungünstige Auswirkungen. Zwar erfreuten sich die Betreiber von Sägen, Mühlen oder Schmiede weiterhin zahlreicher Aufträge, aber die Zahlungsmoral sank mit jedem Krisenjahr weiter ab. Sogar größere Bauern waren säumig oder boten den Handwerkern Naturalien, z. B. Getreide, statt Geld an. Die Einnahmen sanken rapide. Manche Betriebe konnten nur noch weitergeführt werden, weil die Besitzer nebenher Landwirtschaft betrieben und somit auch Selbstversorger waren. An Investitionen, etwa eine Modernisierung der Ausstattung, war unter den gegebenen Voraussetzungen nicht zu denken, wie Alois Gamper darlegte: *„Am Land unten wurde eine Schmiede aufgelassen, und man hätte sehr gutes Werkzeug günstig haben können. Ich hatte das Geld aber nicht. Beiläufig erzählte ich einer Lehrerin im benachbarten Schulhaus von der Gelegenheit. Da bot sie an, mir die nötige Summe zu leihen, ja, sie drängte mir das Geld geradezu auf. Schweren Herzens lehnte ich aber ab. Die Wahrscheinlichkeit, es auch tatsächlich zurückzahlen zu können, schien mir angesichts der wirtschaftlichen Umstände zu gering.“*

Romedius Piazza fiel zur Krise des Handwerks der frühere Prissianer Bäcker ein: *„Er ist zweimal in der Woche mit dem Brot herauf nach Gfrill und Platzer. Wenn er wieder einmal mit fast vollen Körben nach Hause fahren musste, sah man ihm den Ärger richtig an. Aber die 25 Centesimi, die das Brot gekostet hätte, benötigten wir dringend für andere Sachen.“*



Mobrenwirt Jakob Holzner (rechts) im Gespräch mit seinem Nachbarn, Brückenwirt Josef Mair (um 1940). Das Bild entstand vor dem Unterwirtsstadel und veranschaulicht, dass auch die Gastwirte in der Selbstversorger-Ära zum Teil von der Landwirtschaft lebten. Tatsächlich verfügte vor 50 Jahren nahezu jeder Haushalt in den Ortszentren von Tisens und Prissian über landwirtschaftliche Nutzräume. Die gebackten Tannenzweige im Hintergrund dienten als Einstreu im Stall.



Gruppe von jungen Tisern der Jahrgänge 1923–27, einer Generation also, welcher der berufliche Werdegang durch Faschismus, materielle Bedürftigkeit der Familien, ja, zum Teil auch noch durch den Krieg erschwert wurde. Die Aufnahme dürfte um 1945 entstanden sein. Jeweils von links; stehend: Bernhard Kofler, Johann Matscher, Heinrich Blaas, Karl Wallnöfer (5.). Mittlere Reihe: Karl Egger, Leo Matscher (3.) und Roman Tribus. Vorne: Josef Schwienbacher und Leo Werner.

Gewöhnliches Brot hatten wir selber, und auf den weißen Wecken hat man halt verzichten müssen.“

Auch die Gasthäuser blieben vor Krisensymptomen nicht verschont. Auf die Frage, ob denn alle Kunden hätten zahlen können, entgegnet Maria Schwienbacher, in den 30er Jahren junge Tochter des Schmiedlwirts, lakonisch: *„Es hat immer nur gebeißten: Moidele, tu' aufschreiben!“*

Eine Tendenz, die auch Karl Mair, Bartlwirt,

bestätigt. Die Leute hätten viel anschreiben lassen, die Schulden dann manchmal nicht mehr bezahlen können. Der gängige Ausweg hieß in solchen Fällen: Tagschichten leisten.

Mehrere Zeitzeugen behaupten, die Armut der 30er Jahre habe in Prissian am stärksten grassiert. Dies ist erstaunlich, zumal es doch gerade hier neben der Landwirtschaft ein durchaus reges Gewerbetreiben gab. Allerdings dürfte die Zahl



Die Marzeiner-Brüder Sebastian, Alois und Josef Weiss (von links, jeweils stehend) auf den Resten eines Kalkofens, Moserwiese, Platzers (um 1920). Wie das Koblebrennen wies auch das Kalkbrennen in der Gegend eine jahrhundertealte Tradition auf, und noch in der Zwischenkriegszeit stellte es für manche Tisner ein wichtiges Nebeneinkommen dar. In den an die fünf Meter hohen Öfen wurde das in höheren Zonen der Gemeinde (Gall, Laugen, Mendelzug) vorkommende Kalkgeröll zu Kalk gebrannt und als Baumaterial im Etschtal verkauft. Die Öfen lagen abseits der Siedlungen im Hochwald, wo einerseits ausreichend Holz zum Heizen vorhanden war, andererseits sich das Kalkgeröll in greifbarer Nähe befand.



Alois Langes (Stuber-Luis) und ein Tagwerker (links) beim „Korn hacken“ am Schmiedlhof. Obwohl die Getreideernte zu den festen jährlichen Ritualen gehörte und einen Höhepunkt des bäuerlichen Arbeitsjahres darstellte, gibt es in der Gemeinde kaum Bilder davon, beredter Ausdruck der allgemein verbreiteten Einstellung, wonach nur besondere Ereignisse, nicht aber Szenen des Alltages eines Fotos würdig seien. Bezeichnenderweise stammt dieses Bild nicht von einem Einheimischen, sondern vom Reichsdeutschen Josef Donek, der sich Anfang der 40er Jahre am Schmiedlhof aufhielt.

derjenigen, die weder über eine eigene Unterkunft noch über Grund und Boden verfügten und damit potenziell armutsgefährdet waren, tatsächlich etwas höher gelegen sein als im benachbarten Tisens. Eine gewisse Rolle mag andererseits auch der Umstand gespielt haben, dass die Tisner bereits in den 30er Jahren Einnahmen aus dem Verkauf von Äpfeln und Birnen erzielten. Hermann Wallnöfer verweist auf einen anderen Punkt: *„Die Gemeinde besaß auf dem Areal der heutigen Wohnbauzone Longnui etwa drei Hektar Grund. Dieser wurde in kleine Parzellen aufgeteilt und dann auf dem Versteigerungsweg verpachtet. Grundsätzlich konnte jeder an der Auktion teilnehmen, in der Regel kamen aber Tisner, die keinen oder wenig Grund hatten, zum Zug. Mit diesem günstig gelegenen Pachtgrund konnten die Leute im Dorf doch ein Schwein oder eine Ziege mehr halten, was in Notzeiten nicht unwichtig war.“*

Besonders unter bedürftigen Leuten hieß die Devise, die Ressourcen, welche die Natur bot, konsequent zu nutzen. Eduard Kröss erinnert sich, man habe sowohl Schafe als auch Kühe einfach in Richtung St. Jakobstal in den Wald getrieben und dort weiden lassen. Prissianer Frauen trieben Ziegen ins Tschiggeletal hinauf und konnten es kaum erwarten, dass diese am Abend zurückkamen, um sie melken zu können. Wiederholt kam es vor, dass der Schnee neben Bäumen auch sehr viel Jungholz umriss. Dieses Holz wurde nicht etwa liegen gelassen oder nur als Brennmaterial verwertet, sondern man stellte damit Latten her und verkaufte sie im Tal.

Auch der Raum oberhalb der Bergwiesen wurde genutzt. Ohne die großen Entfernungen und Höhenunterschiede zu scheuen, nahmen die Frauen ihre Körbe und begaben sich hinauf in den Hochwald. Dort wurde Gras geschnitten, um im Sommer für die Kuh nicht das wenige verfügbare



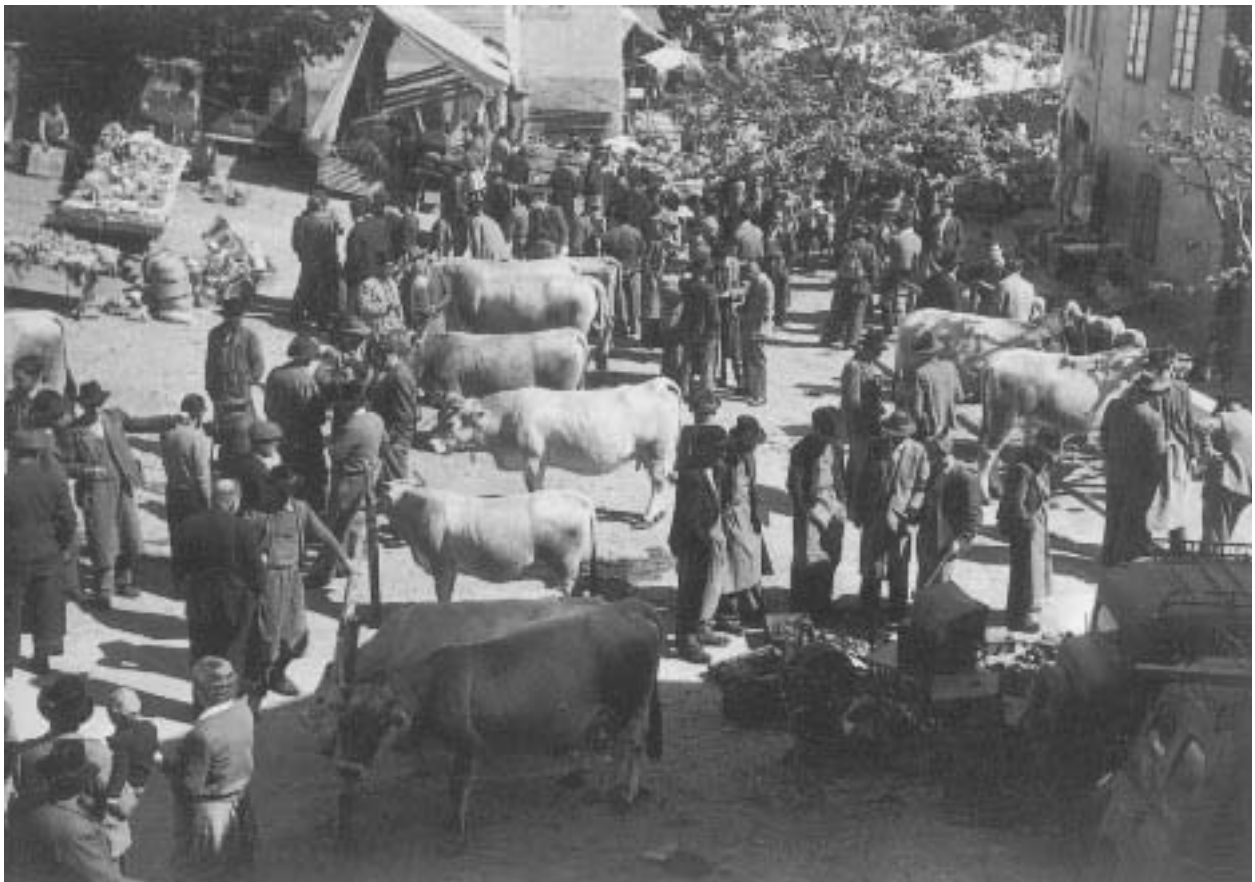
Familie Matscher, Bachgütler, beim Korn schneiden auf ihrem Acker unterhalb Goldbühel (Ackpfeif), 1942.



Albert Aspmair beim Melken einer Kuh. Mehr als alles andere bestimmte der Umgang mit den Haustieren, insbesondere die Stallarbeit, den Tagesablauf der bäuerlichen Bevölkerung.

Heu verbrauchen zu müssen. Üblich war auch, rund um die Dörfer die Blätter der Haselstauden zu sammeln. Gewissermaßen eine soziale Funktion kam in diesem Zusammenhang dem Umstand zu, dass erhebliche Teile der Weiden, Wälder und Wiesen noch nicht in privatem Eigentum, sondern Grund der Interessenschaften waren. Das Sammeln von Laub, das Weiden einer Kuh oder einiger Schafe bzw. Ziegen in diesem Bereich durch bedürftige Nichtinteressenten wurde zwar von den Bauern nicht gern gesehen, aber meist stillschweigend toleriert.

Eine Möglichkeit, ein paar Lire zu verdienen, bot die Erzeugung von Holzkohle, das so genannte „Kohlebrennen“. Während das in der Gemeinde ebenfalls praktizierte Kalkbrennen doch bestimmter Voraussetzungen wie eines Ofens bedurfte, war das Kohlebrennen bei entsprechenden Kenntnissen einfach. Luise Fieg wohnte der Prozedur oft bei, waren doch sowohl ihr Vater als auch ihr Mann bekannte „Kohlerer“: „Die Bauern wollten die Berge sauber haben, also hat mein Mann, der Luis, sie ausgehackt: alte Buchen, verkrüppelte Bäume, Haselstauden, überhaupt das Unterholz. Dieses Holz führte er mit einem Schlitten auf der Schmiedl-Wiese zusammen, es diente ihm als Material für das



Nach alter Tradition fand der Tisner Markt am 8. Mai statt. Im Unterschied zum Viehmarkt spielte der Krämermarkt bis in die 50er Jahre nur eine untergeordnete Rolle.

Brennen. Angerichtet wurde das Ganze folgendermaßen: In die Mitte gab man einen dicken Stock, etwa von der Festigkeit eines Kaminrohres. Außen herum wurde das Holz kreisförmig aufgeschichtet, wohl an die zwei Meter hoch. Dieses Holz wurde nun von oben abgedichtet, mit Erde und anderem Material. Dann wurde der Stock heraufgezogen, sodass innen ein Hohlraum entstand, in welchen nun die Glut gegeben wurde. Das Problem war: Es musste ein Minimum an Luftzug gegeben sein, damit die Glut nicht erstickte, andererseits aber auch nicht zu viel, da in diesem Fall der Holzhaufen abgebrannt wäre. Stimmte die Dosierung, schwelte der Haufen über Tage ganz langsam vor sich hin und übrig blieb verkohltes Holz.“

Das Kohlebrennen wurde nicht nur im Wald vorgenommen, sondern auch bei den Sägen, wo der Abfall des Schnittholzes die Materialgrundlage

bildete. Dazu gab es eigene Kohlstätten. Die so gewonnene Holzkohle wurde meist an die Schmiede im Mittelgebirge oder im Tal verkauft.

Mutet bereits das Kohlebrennen einigermaßen archaisch an, so gilt dies noch mehr für ein weiteres Verfahren, der Natur etwas abzurufen: das Gewinnen von Lärchenharz, die „Lörget“. Die besonders in den höher gelegenen Fraktionen verbreitete Tätigkeit war nicht unproblematisch, wie Alois Geiser erläuterte: „Die Lärchen wurden am Stammansatz angebohrt. Nachdem man bis in die Mitte des Baumes vorgedrungen war, wurde die Stelle mit einem Holzpflock abgedichtet, und man wartete ein Jahr zu. In der Zwischenzeit floss im Inneren des Baumes die für Lärchen typische pechartige Flüssigkeit zusammen. Der Zapfen wurde herausgezogen und die Flüssigkeit gesammelt. Sie wurde bei der Herstellung

No. 7086.

Meran, am 9. April 1907.

An

A l o i s G A M P E R

in

P R I S S I A N . 23.



Erlidigung Ihres protokollarischen Gesuches
de dato 20./12.1906 erteile ich Ihnen die Concession zum Be-
triebe des Hufschmied-Gewerbes mit dem Standorte in Prissian
H.N. 23.

Längstens beim Beginne des Betriebes haben Sie diese
steuerpflichtige Unternehmung beim k.k. Steueramt in Lana
anzumelden.

Vorgemerkt im Register für concessionierte Gewerbe sub

~~Nr. 32~~ 32

Die Gesuchsbeilage folgt zurück.



Der k.k. Bezirkshauptmann:

Reyberg



Der Prissianer Johann Mengbin und der Schmied Alois Gamper beim Beschlagen eines Pferdes, um 1910.

von Peitschen verwendet, vor allem aber von Apothekern zur Gewinnung von Salben gekauft. Da man mit der Lörget ohne großen Aufwand durchaus einiges verdienen konnte, gab es Leute, die diese Tätigkeit fast beruflich betrieben. Es gab Zonen, da hatte beinahe jede Lärche einen Pflock stecken. Da man Schäden für den Waldbestand fürchtete, ist das Anbohren der Bäume schließlich verboten worden. Die Förster waren eine Zeit lang ziemlich scharf dahinter.“

Diese Verfahren zur Ausbeutung der Natur waren nicht nur Ausdruck einer langen Tradition, sondern auch der Not der 30er Jahre. Zur Mitte des Jahrzehnts jedoch änderten sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in den Industrieländern langsam zum Besseren. Deutschland wurde unter nationalsozialistischer Herrschaft durch massive öffentliche Investitionen vor allem im Rüstungsbereich eine wirtschaftliche Scheinblüte beschert. Italien stürzte sich 1935 in das Abessinien-Abenteuer. Was letztlich in eine politische Katastrophe münden sollte, bewirkte auch hier kurzfristig eine gewisse wirtschaftliche Belebung. Die Tisener Bauern spürten das vor allem, weil neben den Apfelpreisen vor allem die Holzpreise durch vermehrte Nachfrage des Staates merklich anzogen.

Für die Situation in der Gemeinde wichtiger als

internationale Entwicklungen war freilich ein lokales Vorhaben, das ebenfalls mit den aggressiven Absichten des Regimes in Zusammenhang stand: der Bau einer Militärstraße über den Gampenpass. Die 1935 begonnenen Bauarbeiten – die Straße wurde vier Jahre später fertig gestellt – hatten spürbare Auswirkungen auf die darbenende Wirtschaft in Tisens.

Allein der Umstand, dass an den Baustellen 1800 Personen zu versorgen waren, stellte eine wichtige Chance für einheimische Lieferanten dar. Zwar wurde längst nicht alles an Lebensmitteln und Konsumgütern aus der Gemeinde bezogen, sondern zu einem guten Teil mit der eigens für den Straßenbau errichteten Materialeilbahn von auswärts herangeschafft. Dennoch kauften die Bautrupps – zumindest innerhalb des Abschnittes Naraun-Gampenpass – in erheblichem Umfang vor Ort ein. Während Prissian etwas abseits lag und von der Entwicklung weniger profitierte, gab es in Tisens deutliche Zeichen des Aufschwungs. Als der Straßenbau angekündigt wurde, investierte man in der Bäckerei Mair in Erwartung größerer Nachfrage in einen neuen Backofen. Die Rechnung ging auf: Tatsächlich wurde Karl Mair einer der Hauptlieferanten von Brot. Beachtliche Umsatzzuwächse erwirtschaftete auch der Metzger Anton Blaas, der



Mitglieder der Familie Lochmann, Steinegger, bringen zusammen mit Adolf Gruber (2. von links) Holzkohle ins Tal, um sie dort zu verkaufen. Das „Kohlebrennen“, die Gewinnung von Holzkohle aus minderwertigem Holz, stellte in der entbehrungsreichen Zwischenkriegszeit für viele Tisner eine Möglichkeit dar, zu etwas Geld zu kommen. Anders als hier zu sehen, wurden im Wald meist Pferde als Zugtiere eingesetzt. Gut zu erkennen: die „Schloafn“, Stangen aus Holz, die am Boden streifen. Sie ersetzten beim Transport im abschüssigen Gelände die Hinterräder des Wagens, weil ihnen eine natürliche Bremswirkung zukam. Wurde der Transportweg flacher, installierte man hinten kleine Zusatzräder, so genannte „Schloafnräder“.

sich ebenso wie die Inhaberin eines Gemischtwarengeschäftes, Filomena Pallweber, als wichtiger Zulieferer etablieren konnte. Der junge Konrad Lochmann übernahm viele Transporte für den Straßenbau.

Nicht nur im Gewerbe kam es zu einer spürbaren Belebung, auch Bauern hatten die Möglichkeit, ihre Produkte wie Wein und Obst an den Mann zu bringen. Was die Zusammenarbeit mit dem Bau attraktiv gestaltete: Es wurde bar und ohne Umschweife gezahlt – damals keine Selbstverständlichkeit. Hausinhaber in der Nähe der Baustellen stellten, gegen einige Centesimi pro Person und Nacht, Schlafstätten zur Verfügung. Diese Einnahmen mögen heute bescheiden

erscheinen, waren aber dennoch interessant, mussten doch anders als später im Tourismus keinerlei Investitionen getätigt werden. Die Bauarbeiter waren dem Vernehmen nach äußerst anspruchslos. Ob in Werkstätten oder Abstellkammern, sie konnten praktisch überall untergebracht werden.

Auch unterbeschäftigten Tagelöhnern bot der Bau eine Möglichkeit, ihre wirtschaftlich prekäre Situation zu verbessern. „Eine Bauerntagschicht wurde Mitte der 30er Jahre mit drei bis vier Lire entlohnt. Am meisten konnte ein Tagwerker damals noch bei der Holzarbeit verdienen, etwa fünf Lire pro Tageschicht. Am Bau wurden jedoch acht Lire gezahlt!“, rechnete Romedius Piazza vor und lieferte auch schon die Erklärung mit, warum so viele Arbeiter

aus der Gemeinde beim Bau anheuert. Allerdings fiel es einheimischen Arbeitern schwer, sich der gängigen Arbeitsweise am Bau, die sich von jener in der Landwirtschaft stark unterschied, anzupassen. Daher warfen einige Tisner alsbald das Handtuch.

Dessen ungeachtet lässt sich sagen: Der Bau der Gampenstraße hat der Gemeinde nicht nur einen gewissen Aufschwung ermöglicht; ebenso wichtig war der psychologische Effekt. Manche der an die trägen Rhythmen der Landwirtschaft gewöhnten jungen Leute erkannten, dass sich mit Entschlossenheit und Unternehmungsgeist durchaus wirtschaftliche Erfolge erzielen ließen. Diese Haltung sollte nach dem Krieg für den wirtschaftlichen Aufstieg einiger Tisner nicht unwichtig sein. Allerdings setzten sich nicht wenige davon außerhalb ihrer Heimat durch.

1939 wurde nicht nur die Gampenstraße eröffnet, es war auch das Jahr der Option. Hatte der Faschismus den Alltag vieler Tisner nicht sehr stark beeinflusst, so begann nun ein politischer Abschnitt, der sich unmittelbar auf das Leben eines jeden Einzelnen auswirkte, sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Das soziale Gefüge in der Gemeinde änderte sich empfindlich. In Landgemeinden wie Tisens waren fast ausschließlich ärmere Familien von der Umsiedlung ins Deutsche Reich betroffen. Während sich ein Teil der größeren Bauern ohnehin für die Beibehaltung der italienischen Staatsbürgerschaft ausgesprochen hatte, verzögerte sich die Abwanderung der Grundbesitzer unter den Optanten wegen der Ablösungsfrage so lange, bis sie schließlich aufgrund der politischen Entwicklung hinfällig wurde. Dagegen wanderten mehrere mittellose Familien 1940-41 aus. Obwohl jeder Optant für Deutschland sich samt Familie durch seine Erklärung grundsätzlich zur Abwanderung verpflichtet hatte, geschah diese in einzelnen Fällen dennoch nicht freiwillig: Hiesige Nazis sorgten jedoch dafür, dass Minderbemittelte zeitig „heim ins Reich“ befördert wurden. Wenn es nach 1945 nicht mehr zu Fällen akuter Armut in der Gemeinde kam, ist es nicht zuletzt auf diesen Aderlass an

sozial bedürftiger Bevölkerung zurückzuführen.

Die Option und der beginnende Zweite Weltkrieg sorgten innerhalb kurzer Zeit für eine Umkehrung der Arbeitsverhältnisse: Während es in den 30er Jahren zu wenig Arbeit in der Gemeinde gab, machte sich ab 1939 immer stärker ein Arbeitskräftemangel bemerkbar.

